Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 9 (1929-1930)
Heft: 2

Artikel: Viscount D'Albernons "Memoiren". Teil I
Autor: Lessing, Kurt
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-157011

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

bewußtem Volkstum werden immer wieder Führer und Schöpfer erstehen; aber es muß seines eigenen Wertes wieder voll bewußt werden und jeder der Verantwortung, die er ihm schuldet.

Viscount D'Abernons „Memoiren".

Von **Kurt Lessing.**

I.

Wir haben uns daran gewöhnt, daß, entgegen dem Brauch früherer Zeit, die an den verhängnisvollen Ereignissen des Sommers 1914 beteiligten Männer schon bei Lebzeiten ihre Memoiren veröffentlichen. Wir erstaunen aber doch, wenn nun Memoiren erscheinen, die die Nachkriegszeit behandeln. Des Königs von England erster Berliner Botschafter nach dem Kriege, Viscount D'Abernon, hat mit der Veröffentlichung seiner Memoiren begonnen. Der erste Band ist erschienen und auch schon ins Deutsche übersetzt.[1])

Es spricht viel dafür, mit einer Besprechung zuzuwarten, bis man ein Urteil über das Gesamtwerk fällen kann. Anderseits ist der behandelte Stoff derart aktuell und die Wirksamkeit D'Abernons heute noch so fühlbar, die Probleme von damals vielfach noch die von heute, daß sich eine vorläufige Besprechung auch schon des ersten Bandes aufdrängt. Wenn wir diese im folgenden versuchen, so sind wir uns doch sehr wohl bewußt, daß damit das letzte Wort über das Buch nicht gesprochen werden kann, daß ferner eine wirklich wissenschaftliche Kritik noch nicht möglich ist; dazu mangelt uns zuverlässiges Vergleichsmaterial nahezu völlig. Nur zögernd sind wir deshalb dem Wunsche des Herausgebers der Monatshefte gefolgt, den ersten Band zu besprechen.

* * *

Die erste Frage, die sich stellt, ist die nach dem Grund der erstaunlich frühen Veröffentlichung. Weshalb die Männer von 1914 ihre Memoiren veröffentlichten, ist bekannt: jeder wollte die Welt davon überzeugen, daß ihn keine Schuld am Kriege treffe. Dieser Grund kann für D'Abernon nicht in Frage kommen. Er fühlt selbst, daß er einen Grund nennen muß: er will dem Frieden dienen. Unmittelbar auf die Ereignisse folgende Veröffentlichungen könnten nur dem Frieden dienen, schreibt er (S. 9), da sie den verantwortlichen Herrschern und Staatsmännern die Verpflichtung auferlegten, ein bestimmtes ethisches Niveau zu wahren. Denn je schneller Irrtümer und Mißgriffe bekannt werden, desto sorgfältiger wird man sich vor ihnen hüten. —

---

[1]) Viscount D'Abernon, ein Botschafter der Zeitwende. Memoiren. Band I: Von Spa (1920) bis Rapallo (1922). Einzige autorisierte Ausgabe, deutsch von Antonia Vallentin. Leipzig, Paul List Verlag, o. J.

Das wäre so etwas wie Erziehung zur Moral in Staatsangelegenheiten durch die Furcht vor Indiskretion. Offen gestanden, wir versprechen uns nicht viel davon. Auch sind Irrtümer und Mißgriffe nichts Moralisches; absichtlich begeht doch wohl niemand einen Irrtum oder Mißgriff. Und ob etwas ein Irrtum, ein Mißgriff war, wird oft erst nach Jahren und Jahrzehnten offenkundig. Was sollen da frühzeitige Veröffentlichungen helfen? — Das allgemeine Urteil über die Tätigkeit Iswolskis dürfte heute dahin gehen, daß sie unmoralisch war, da sie auf die Entfesselung des Krieges hinzielte. Wer aber glaubt, Iswolski hätte irgendwie anders gehandelt, wenn er geahnt hätte, daß seine Briefe und Berichte so frühzeitig veröffentlicht würden? Die Politik, die er verfolgte und empfahl, war die seiner Überzeugung nach für Rußland richtige. Und sie wäre die richtige gewesen, wenn schon die Tripelentente und nicht erst die auf die Vereinigten Staaten sich stützenden Staaten des Westens gesiegt hätten: die Aufteilung des europäischen Festlandes zwischen Rußland und Frankreich, die Ohnmacht Englands.

D'Abernon führt als Beweis die Randbemerkungen Kaiser Wilhelms II. zu den Gesandtenberichten an; hätte der Kaiser gewußt, daß diese noch zu seinen Lebzeiten veröffentlicht würden, wäre er aller Wahrscheinlichkeit nach davor zurückgeschreckt, sich auf diese Weise schriftlich festzulegen. — Dies wird stimmen, aber es wäre für den Lauf der Ereignisse völlig belanglos gewesen. Nicht die Randbemerkungen an sich waren ein Unglück, sondern die Unfähigkeit des Kaisers in Dingen der großen Politik, von der sie nur Zeugnis sind. — Der „Manchester Guardian" hatte die Denkschrift Dariacs sich auf irgend eine Weise verschafft und veröffentlicht. Sie enthielt ein Programm der französischen Rheinlandpolitik auf lange Sicht. Sicherlich war die Veröffentlichung der französischen Regierung sehr peinlich. Aber wäre damals ihre Rheinlandpolitik anders gewesen, wenn sie mit der Wahrscheinlichkeit gerechnet hätte, daß die Dariacsche Denkschrift ans Licht käme? Schwerlich; es kam auf den Versuch an, ob sich diese Politik durchführen ließe, und sie glaubte an die Durchführbarkeit. Erst der Ruin der Finanzen und Währung Frankreichs zeigte, daß diese Politik ein Irrtum war: sie war zu kostspielig für die französischen Finanzen. Mit Moralischem hat dies nichts zu tun. — Ja, man kann daran zweifeln, ob die Sorge vor frühzeitiger Indiskretion davon abzuhalten braucht, eine Handlung zu begehen, die als unmoralisch gilt. Durch die Veröffentlichung des Briefwechsels Iswolskis ist bekannt geworden, daß Poincaré die Verteilung der russischen Bestechungsgelder für die französische Presse selbst vornahm. Dies hat ihm in den Augen seines Volkes nicht im mindesten geschadet. Die Veröffentlichung kann ihm gleichgültig sein. — Wir wollen zugeben, daß frühzeitige Veröffentlichung dem Frieden dienen kann. Dann nämlich, wenn ein den Frieden gefährdender Plan rechtzeitig aufgedeckt wird. Aber hierzu werden Memoiren immer zu spät kommen, das ist Aufgabe der Presse.

Sollte D'Abernon mit seinen frühzeitigen Indiskretionen Schule machen, so werden die Staatsmänner nur noch vorsichtiger werden, die

Politik noch geheimer. Aber daß die Menschen aus Furcht vor Indiskretion besser oder klüger würden, glauben wir nicht. Glaubt es D'Abernon?

Andere Gründe. D'Abernons Tätigkeit vor dem Berliner Posten war gewinnbringend genug, als daß das Autorengehalt ihn angereizt haben wird, seine Memoiren jetzt zu veröffentlichen. Eitelkeit ist schwerlich der Grund. D'Abernon liebte es bisher nicht, hervorzutreten, selten gelang Journalisten ein Interview; die Mode anderer Staatsmänner, Zeitungsartikel zu schreiben, hat er nicht mitgemacht.

Wir vermuten, der Grund der Veröffentlichung der Memoiren liege in der Politik. D'Abernon habe den jetzigen Zeitpunkt gewählt, um auf die britische auswärtige Politik einzuwirken. — Ist unsere Vermutung richtig, so unterscheiden sich die Memoiren D'Abernons stark von den bisherigen. Diese sind in der Hauptsache Rechtfertigungsschriften, D'Abernon aber verfolgt eine politische Tendenz. Zwar wird man die politische Tendenz z. B. den Denkwürdigkeiten Bismarcks nicht absprechen können. Er wollte, daß das deutsche Volk aus ihnen für seine Zukunft lerne. Der Hauptzweck Bismarcks aber war doch, sich und sein Werk darzustellen, und daneben mit seinen Feinden abzurechnen. Bei D'Abernon überwiegt, soweit wir es nach dem ersten Band beurteilen können, die politische Tendenz weitaus. — Am ehesten kann man in der neuen politischen Literatur mit den Memoiren D'Abernons die von Ernest Judet herausgegebenen „Carnets de Georges Louis" (eine reiche Fundgrube für die Jahre 1908—17, die lange nicht genug ausgebeutet wird) vergleichen. Auch der Herausgabe der Carnets liegt eine politische Tendenz zugrunde: zu zeigen, daß der Frieden wahrscheinlich erhalten geblieben wäre, wenn nicht Poincaré Georges Louis von seinem Petersburger Botschafterposten abberufen hätte, um ihn durch Delcassé zu ersetzen. Aber Judet spricht nicht von Memoiren, sondern einfach von Tagebüchern.

Wir können sagen, wir haben hier eine neue Art Memoiren vor uns, Memoiren mit auf Gegenwart und nahe Zukunft gerichteter Tendenz, und wir können ebenso richtig sagen: dies sind keine Memoiren, es ist eine sehr geschickt in Memoirenform gekleidete politische Tendenzschrift. Nennt man es so oder so, der frühe Zeitpunkt der Veröffentlichung erklärt sich nun, er wird sogar zur Notwendigkeit.

D'Abernons Werk ist Locarno. (Was er darunter versteht und damit will, werden wir sehen.) Vergangenen Winter schrieb D'Abernon in der Zeitschrift „Nord und Süd" einen Aufsatz: „Zurück zu Locarno!" Er sieht Locarno in Gefahr. Wie jener Aufsatz sollen die Memoiren dazu dienen, Locarno zu retten. — Sie behandeln den Weg nach Locarno. Tantae molis erat! Und nun zerstört ihr alles wieder!

Jetzt können wir gelten lassen, daß frühzeitiges Aufdecken von Irrtümern und Mißgriffen dem Frieden dienen kann. Aber es handelt sich nicht um die Irrtümer, die zwischen Spa und Locarno, in der von den Memoiren behandelten Zeit liegen. Der Leser und vor allem der britische Leser soll durch die Darstellung des Weges nach Locarno instand gesetzt werden, zu erkennen, welche Irrtümer und Mißgriffe die britische Politik nach Locarno begangen hat. Möglichst

frühzeitig, damit die Irrtümer und Mißgriffe noch ausgeglichen werden können, damit Locarno gerettet wird, der Frieden, wie D'Abernon ihn will, erhalten bleibt.

* * *

Der bekannte diplomatische Korrespondent des „Daily Telegraph", Prof. Gerothwohl, hat, wie D'Abernon in der Einführung schreibt, das Tagebuch des Botschafters für diese Veröffentlichung geordnet und zum Verständnis der historischen Aufeinanderfolge der Ereignisse die notwendigen Erläuterungen beigefügt. — Es sind dies verhältnismäßig wenige.

Bei der Wichtigkeit dieser Quelle für die jüngste Geschichte kommt man um eine quellenkritische Untersuchung nicht herum. Wir müssen wissen: hat Prof. Gerothwohl wirklich die Tagebuchblätter D'Abernons nur geordnet, oder hat er auch eine Redaktion im weiteren Sinne vorgenommen? Sind, was uns hier vorliegt, tatsächlich die ursprünglichen Tagebuchblätter, ist es eine „ungeschminkte Veröffentlichung", wie D'Abernon (S. 11) behauptet?

Leider bietet uns die Veröffentlichung selbst keinen Anhalt. Prof Gerothwohl hat sich nicht an die wissenschaftlichen Regeln von Tagebuch-Editionen gehalten. Nirgends finden wir z. B. die üblichen Zeichen, die eine Auslassung anzeigen. — Nun, es sollte ja auch kein wissenschaftlich bearbeitetes Quellenwerk sein. So müssen wir uns selbst zu helfen suchen.

Einmal sei festgestellt, daß vielfach Namen, die im Tagebuch zweifelsohne standen, weggelassen worden sind: Diskretion! Sicherlich notwendige Diskretion, aber ein Widerspruch zu dem in der Einführung Gesagten. Von dem „echten Naturkind", das von sich und seinem Gatten sagt: „Verheiratet san mer zwei Jahr, aber z'sammen gelebt ham mer schon vier Jahr vorher," erfährt der Leser wohl, daß es die Gattin des Berliner diplomatischen Vertreters eines der neuen Staaten (im Juni 1920) ist, aber der Namen wird verschwiegen. Diskretion? Nachdem so viel gesagt ist, ist es für einigermaßen kundige Leser auch überflüssig, ihn noch hinzuzusetzen. — Für den Wert des Buches als Quelle ist diese Weglassung bedeutungslos. An anderen Stellen wäre es wertvoll, zu wissen, wer dieser und jener Gewährsmann ist; erst dann könnte man wissen, welchen Anspruch auf Genauigkeit, welches Gewicht seine Mitteilungen an D'Abernon haben. — In zwei Fällen hilft merkmerkwürdigerweise das Inhaltsverzeichnis. In der Tagebuchaufzeichnung vom 23. April 1921 ist von einem „der bekanntesten deutschen Prinzen" die Rede. Später wird dieser mit „Prinz X" bezeichnet, der Lloyd George für einen genialen Politiker hält. Im Inhaltsverzeichnis steht: „Prinz Max von Baden über Lloyd George und die Reparationen". — Während der Londoner Konferenz berichtet das Tagebuch unterm 3. Mai 1921: „Ich habe heute mit einem führenden französischen Staatsmann einen ruhigen Abend im Carlton-Hotel verbracht", und geht dann auf die Unterhaltung ein, wobei allerdings vor allem wiedergegeben wird, was D'Abernon gesagt hat. Immerhin, es wäre wichtig, zu wissen, wer

dieser Franzose war. Das Inhaltsverzeichnis sagt: „Briand über die Ruhr". — Man wird annehmen dürfen, daß die beiden Namen: Prinz Max von Baden und Briand noch an den betreffenden Stellen des Tagebuches standen, als das Inhaltsverzeichnis (der englischen Ausgabe) angefertigt wurde.

Über das Inhaltsverzeichnis selbst wäre ein eigenes Kapitel zu schreiben. Wir bekennen, daß uns derartiges noch nicht vorgekommen ist. Nehmen wir Kapitel XI: Die Konferenz von Cannes. Zu diesem finden wir im Inhaltsverzeichnis folgende Angaben: Ist Europa entwaffnet? — Die Franzosen in Washington. — Der russische Einfluß auf die französische Presse. — Rathenau in Paris zurechtgewiesen. — Belgien und die Reparationen. — Theunis und Loucheur. — Briand und die belgische Presse. — Lloyd Georges Memorandum über die französische Sicherheit. — Der anglo-belgische Pakt. — Das Kapitel selbst beginnt mit einer Bemerkung, die von „jemand" im Hinblick auf das Verhalten der Franzosen auf der Konferenz von Washington gemacht worden ist.[2]) Dann folgt eine Notiz über die schlechte Behandlung Rathenaus in Paris („zurechtgewiesen" trifft den Sinn nicht). Wir finden aber nichts über die Frage, ob Europa entwaffnet sei, noch über den russischen Einfluß auf die französische Presse. Dann finden wir auch nichts über Briand und die belgische Presse. Allerdings schreibt D'Abernon in diesem Kapitel davon, daß die belgische Presse zum größten Teil von Paris beeinflußt, wenn nicht geleitet werde, was ganz besonders die Festsetzung des Verhältnisses zwischen Belgien und England erschwere, aber von Briand ist dabei nicht die Rede, und dies wird im Zusammenhang mit dem Entwurfe des anglo-belgischen Paktes, also am Ende des Kapitels, gesagt. (Statt „Theunis und Loucheur" sollte es heißen: Theunis und Jasper.) Auch für andere Kapitel lassen sich solche Unstimmigkeiten zwischen wirklichem Inhalt und Inhaltsangabe feststellen. Wir werden schließen dürfen: als das Inhaltsverzeichnis (der englischen Ausgabe) gemacht worden ist, enthielt das Tagebuch noch eine Reihe von Stellen, die nachher gestrichen worden sind. Der Zeitpunkt der Streichungen dürfte recht spät liegen, wahrscheinlich in der Zeit der Drucklegung, als das Inhaltsverzeichnis schon gesetzt und umbrochen war. Trotzdem bleibt es erstaunlich, daß in ihm nicht nachträglich noch eine Korrektur erfolgte — wir können froh darum sein: sie hätte die Spuren der Auslassungen verwischt. Unbegreiflich aber ist es, daß die deutsche Übersetzerin nicht merkte, daß die von ihr übersetzte Inhaltsangabe nicht mit dem von ihr übersetzten Inhalt übereinstimmt. Der hierbei zu Tage tretende Mangel an Sorgfalt legt es einem nahe, eine genaue Vergleichung der ganzen englischen Ausgabe mit der deutschen anzustellen. Wir bedauern, uns dieser Aufgabe nicht unterziehen zu können.

[2]) „Die Franzosen sind auf dem Felde der Diplomatie die besten Taktiker und die schlechtesten Strategen der Welt. Ihre großen Feldzüge sind häufig verfehlt, aber in diplomatischer Kleinarbeit und in der Behandlung unbedeutender Fragen sind sie unvergleichbare Meister."

Mindestens eine weitere wichtige Auslassung können wir auf anderem Wege feststellen. D'Abernon benutzt sein Tagebuch nicht, um Ereignisse einfach als stattgefunden zu notieren. Drei Fälle bilden die Ausnahme; es sind dies die Ermordung Erzbergers, der Sturz Briands durch Poincaré während der Konferenz von Cannes und der Abschluß des deutsch-russischen Vertrages von Rapallo. Ohne jeden Kommentar wird hier einfach das Ereignis notiert. — Eine kleine Nachlässigkeit in der Redigierung aber kommt uns hier zu Hilfe.

Unter dem 26. August 1921 steht die ganz kurze Notiz: „Erzberger wurde ermordet." Die nächste Tagebucheintragung (der Veröffentlichung) ist vom 29. August. Hier gibt D'Abernon ausführlich wieder, was er im Gespräche mit „Intellektuellen" über Richard Wagner, der ein großer Trinker gewesen sein soll, und über Friedrich Nietzsche, der als völliger Sklave der Rauschgifte endete, gehört hat. Es folgt die Eintragung vom 31. August, die beginnt: „Vor einigen Tagen schrieb ich, daß die Ermordung Erzbergers zu einem als Unglück verkleideten Segen für die Wirthsche Regierung werden kann."[3]) — Wir sagten „kleine Nachlässigkeit in der Redigierung". Aus Versehen ist der Satz: „Vor einigen Tagen schrieb ich . . ." stehen gelassen worden. Er zeigt, daß D'Abernon in sein Tagebuch mehr eintrug, als nur die Tatsache der Ermordung Erzbergers.

Ist wohl der Analogieschluß zulässig, daß auch an den beiden andern Stellen die das Tagebuch ordnende Hand Prof. Gerothwohls zur Schere gegriffen hat? — Ein Jahr vor dem Sturze Briands, am 14. Januar 1921, hat D'Abernon ins Tagebuch geschrieben: „Die wirkliche Schwierigkeit bildet Poincaré. Wenn er ins Kabinett eintritt, wird er seinen alten, unnachgiebigen Standpunkt durchsetzen wollen." Wie Poincaré Ministerpräsident wird, schweigt das Tagebuch. — Wir brauchen nicht daran zu erinnern, welche Bedeutung der Sturz Briands am 12. Januar 1922, die Übernahme der Regierung durch Poincaré hatte. Wenn einer schon ein Tagebuch schreibt, so wird er durch dieses Ereignis sicher zu Betrachtungen angeregt, schreibt sie nieder. D'Abernons Betrachtungen hierzu wären sehr interessant. Zu interessant, hat der Herausgeber gefunden. Und verfahren, wie er bei der Tagebuchstelle über die Ermordung Erzbergers verfuhr. Wir glauben, daß wir dies als sehr wahrscheinlich annehmen dürfen. Und wahrscheinlich ist es auch, daß D'Abernon sich nicht damit begnügte, zu schreiben (S. 326): „17. April 1922. Der Vertrag zwischen Deutschland und Rußland ist in Rapallo unterzeichnet worden." Rapallo schien ja die ganze Arbeit D'Abernons zunichte machen zu sollen.

Es liegt in dem stark subjektiven und willkürlichen Charakter eines

[3]) Der Grund ist recht interessant. D'Abernon schreibt, er habe stichhaltige Beweise, daß Erzberger sich mit den Sozialisten Scheidemann und Breitscheid verbunden habe, um Wirth zu stürzen. Scheidemann sollte Reichskanzler, Breitscheid Außenminister werden. „Es heißt allgemein, daß Breitscheid in engem Kontakt mit der französischen Botschaft steht. Er war gerade vor kurzem längere Zeit in Paris, wo er mit Berthelot Fühlung nahm. Das Ziel der Franzosen war, Breitscheid zum Außenminister zu machen. Alle diese Pläne sind jetzt durch die Ermordung vereitelt."

Tagebuches, daß man nie mit Bestimmtheit wissen kann, worüber sein Autor schreibt, was er übergeht. So sind Auslassungen des Herausgebers nicht festzustellen, solange man nicht das Original in den Händen hat. Nur Zufälligkeiten (mangelnde Sorgfalt bei der endgültigen Abfassung des Inhaltsverzeichnis, Übersehen der Stelle, in der auf die früheren Ausführungen zur Ermordung Erzbergers hingewiesen wird, wodurch ihre Streichung unterblieb) haben uns in Stand gesetzt, einige Auslassungen nachzuweisen. Dies genügt auch. Es zeigt, daß Prof. Gerothwohl sich nicht mit dem Ordnen im engeren Sinne begnügt hat, daß er nicht nur Unwesentliches, sondern gerade auch Wesentliches weggelassen hat.

Über die sonstige Bearbeitung des Tagebuches haben wir wenig Anhaltspunkte. Auf zwei Dinge sei noch hingewiesen. Bei manchen als Tagebuchaufzeichnungen abgedruckten Stücken haben wir die Vermutung, daß es sich nicht um solche, sondern um amtliche Schreiben D'Abernons handelt. Bei einem können wir es nachweisen. — Unter dem 21. März 1922 (S. 315) schreibt D'Abernon über eine Unterredung mit dem tschechoslowakischen Gesandten Tuszar, der „die französische Politik für vollkommen wahnsinnig" hält. Der Schlußsatz lautet: „Ich führe diese Auffassung an, ohne zu ihr Stellung zu nehmen, da mir diese Beobachtungen eines so ausgezeichneten Kenners der deutschen Lage bedeutungsvoll erscheinen." Im Tagebuch hat dieser Satz keinen Sinn, wohl aber im Bericht an das Foreign Office. Schon zu Anfang wundert man sich, daß D'Abernon nicht einfach ins Tagebuch schreibt: Ich hatte heute eine Unterredung mit Tuszar, sondern umständlich: mit dem hiesigen tschechoslowakischen Gesandten Tuszar. Und fortfährt: „Er ist vielleicht der bestinformierte Vertreter einer fremden Macht in Berlin, da er in enger Verbindung sowohl mit allen deutschen sozialistischen Kreisen wie auch mit der Regierung und dem Reichspräsidenten Ebert steht." — Das wußte damals D'Abernon längst, brauchte es sich nicht zu notieren, aber das Foreign Office daran zu erinnern, war gut, berichtet doch D'Abernon offenbar seine Unterredung, weil Tuszar das selbe sagt, was D'Abernons Meinung ist.

Der Wert der Veröffentlichung wird keineswegs durch die Aufnahme amtlicher Schreiben herabgesetzt, im Gegenteil. Aber es sollten amtliche Schreiben einem nicht als Tagebuchaufzeichnungen präsentiert werden. Man weiß, daß amtliche Schreiben mit viel Zurückhaltung abgefaßt werden, sie wollen anders gelesen werden als Tagebuchaufzeichnungen. Wenn man amtliche Berichte im Glauben liest, es seien Tagebuchaufzeichnungen, wird man einigermaßen irregeführt.

Im Gegensatz zu den erwähnten Auslassungen stehen Hinzufügungen bei der Redigierung. Wir wissen allerdings nicht mit Bestimmtheit, ob wir die Mehrzahl anwenden dürfen. Eine Hinzufügung jedenfalls läßt sich nachweisen.

D'Abernon findet bei seiner Rückkehr von London nach Berlin (9. Mai 1921), daß Lord Kilmarnock eine wichtige Depesche ans Foreign Office abgesandt hat. Diese Depesche wird im Wortlaut angeführt. Nun

ist es sehr wohl möglich, daß D'Abernon eine Kopie der Depesche seinem Tagebuch beigeheftet hat. Im Text der Depesche aber (S. 187) findet sich in Klammern die Bemerkung: zwei unentzifferbare Worte. D'Abernon stand in Berlin der originale Klartext, bezw. dessen Kopie (Durchschlag) zur Verfügung. In diesem können keine unentzifferbaren Worte vorkommen (man müßte dann annehmen, unentzifferbar hieße unleserlich, und D'Abernon habe die Depesche, die vier Druckseiten füllt, von Hand abgeschrieben oder abschreiben lassen). Diese Bemerkung weist unzweideutig auf das im Foreign Office liegende Aktenstück hin, das die Dechiffrierung der Chiffredepesche Kilmarnocks enthält: zwei Worte ließen sich nicht dechiffrieren. — Die Depesche ist vom Herausgeber hinzugefügt.

Der Depesche sind, als zum Tagebuch gehörend, die Worte vorangestellt: „Die Depesche hat folgenden Wortlaut": Dies ist nun eine Fälschung. Nicht vom juristischen Standpunkte aus, aber vom Standpunkte der Diplomatik. Im Tagebuch stehen diese Worte nicht, sie sind späterer Zusatz.

Man mag diese Kritik kleinlich nennen, sind die Memoiren doch durch Hinzufügen der Depesche bereichert, und das spätere Einsetzen des einen kurzen Satzes ist bedeutungslos. — Es handelt sich für uns darum, den Grad der Bearbeitung des Tagebuches für die Herausgabe zu erkennen. Hierbei ist es nicht unwesentlich, festzustellen, daß der Herausgeber, wie wir in einem Falle nachweisen können, mit eigener Hand dem Tagebuch einen Satz zufügt. Sehr wesentlich ist es, zu erkennen, daß die Bearbeitung so intensiv war, daß nicht nur Stellen weggelassen worden sind, sondern daß auch, wenigstens in einem Falle, ein Aktenstück hinzugefügt worden ist, wofür die Erlaubnis des Foreign Office nachgesucht werden mußte.

Für einen der nächsten Bände kündigt D'Abernon selbst Auslassungen an (S. 13): auf einige der heimtückischen Gefahren, die den Abschluß der Locarnoverträge bedrohten, könne heute schon hingewiesen werden. „Bei andern ist es angebracht, sie für den Augenblick mit Stillschweigen zu übergehen." — Aber auch der erste Band bietet, entgegen dem, was D'Abernon behauptet, keine ungeschminkte Veröffentlichung. D'Abernon verstößt doch nicht so gegen die „früher geübte taktvolle Zurückhaltung", wie er angibt (S. 9). Dies ist begreiflich, es ist sogar notwendig, daß gerade die kritischsten Auslassungen des um seine Politik kämpfenden Botschafters unterdrückt worden sind, ist doch die Entente cordiale erneuert worden (und der Zeitpunkt ihrer Erneuerung ist vielleicht auch der Zeitpunkt jener Streichungen, die das Inhaltsverzeichnis nicht mehr berücksichtigt). Nur weil D'Abernon eine rückhaltlose Darlegung verspricht, mußte der Nachweis erbracht werden, daß das Tagebuch stark bearbeitet worden ist. Was uns vorliegt, sind nicht durchwegs die ursprünglichen Tagebuchblätter D'Abernons. Wertvolles mußte politischen Rücksichten geopfert werden, doch ist viel Wertvolles geblieben. — Ob mehr des Wertvollen geopfert, als geblieben ist? Darüber haben wir nur Vermutungen.

* * *

Viscount D'Abernons Memoiren unterscheiden sich im Äußern stark davon, was wir sonst Memoiren zu nennen pflegen. Der erste Band zerfällt in drei Teile: 1. Einführung, 2. „Einige persönliche Eindrücke", 3. Tagebuch. Von den 353 Seiten umfaßt das Tagebuch, oder sagen wir jetzt: die Auswahl aus dem Tagebuch, 285 Seiten. Es handelt sich also im Wesentlichen um Tagebuchnotizen, denen eine Einleitung vorausgeschickt wird, und einige Essays über führende Männer dieses Zeitabschnitts; dies sind die „persönlichen Eindrücke".

Die „Einführung" zerfällt in folgende Kapitel: Allgemeine Richtlinien. — Europa am Scheidewege. — Das Wesen der Deutschen. — Deutschlands Verhältnis zu England. — Verdient Deutschland Vertrauen? — Der amerikanische Einfluß. — Die russische Gefahr. — Die Mängel des Versailler Vertrages. — Deutschlands Zusammenbruch und Rettung.

Wir müssen es uns versagen, auf jedes der einzelnen Kapitel einzugehen, wir betrachten es als unsere Aufgabe, die hauptsächlichen Gedanken und politischen Richtlinien aus dem ganzen Werk herauszuschälen. Nur über das längste Kapitel ein Wort: Das Wesen der Deutschen. Dies ist ein merkwürdiges Gemisch von einigen guten und andern ganz oberflächlichen oder falschen Beobachtungen, von Achtung und Geringschätzung. — Die Völkischen werden wenig Freude an der Aufzählung folgender Rassenmerkmale haben (S. 15): „Die kuppelartigen Köpfe, die viel kleiner sind, als sie aussehen, die untersetzten, runden Körper, die phänomenale Entwicklung der Körpergegend, die man beim Pferde Kamm nennt..." „Nordische Rasse" ist dies sicher nicht. Aber stimmt es denn im allgemeinen? Man muß an den Engländer denken, der in sein Tagebuch schrieb: die Einwohner dieser Stadt sind rothaarig, — weil ihn ein rothaariger Kellner bediente. — „Gibbon sagt: „Es war das grundlegende Prinzip des römischen Heeres, daß ein guter Soldat seine Offiziere mehr fürchten solle als den Feind." Im alten deutschen Heere hat sich diese römische Tradition zweifellos erhalten" (S. 18). Das ist zweifellos falsch. Die Auflösung der Infanterielinie in ganz kleine Gruppen, wie sie Ludendorff für die Vorfeldkämpfe einführte, schloß die unmittelbare Einwirkung des Offiziers und zum guten Teil auch des Unteroffiziers aus, und war nur möglich bei einer sehr großen Selbständigkeit und Entschlußfähigkeit des einzelnen Mannes. Daß der Offizier Vorgesetzter und Kamerad zugleich sein konnte, ohne daß das eine unter dem andern litt, war ja gerade das Geheimnis der alten preußischen Schule. Und die Berufsoffiziere haben es im allgemeinen besser verstanden, als die des Beurlaubtenstandes.

Richtig dürfte dagegen D'Abernon beobachtet haben, wenn er das Fehlen des politischen Instinkts bei den Deutschen auf „die Herrschaft des Sachverständigen und die geringe Schätzung der öffentlichen Meinung" zurückführt, und hinzufügt: „Außerdem vereitelt die ... Tatsache ihrer erschöpfenden und enzyklopädischen Geistigkeit das Aufkommen eines taktvollen Sinns (hier ist, wie manchenorts, die Übersetzung mangelhaft) für politische Notwendigkeit, und hindert sie daran, das im Augenblick geeignete Argument zu prüfen, das die Auseinandersetzung endgültig

beenden würde. Sie ziehen es vor, sich alle Argumente anzuhören, statt sich mit dem besten zu begnügen. In dem Bestreben, eine umfassende Abhandlung zu schreiben, nichts unerforscht, nichts ungesagt zu lassen, verlieren sie den Sinn dafür, was der gegebene Augenblick erfordert; eine volle Darlegung macht auf sie einen größeren Eindruck als die glänzendste Zusammenfassung" (S. 21). — Wir fügen ergänzend folgende Tagebuchnotiz bei (S. 146): Lloyd George „sagte, daß er im Laufe des Krieges die Erfahrung gemacht habe, daß fast alle finanziellen Theorien falsch sind. Lord Cunliffe habe mit vollem Recht gesagt: „Es war ein Segen für England, daß zur Zeit des Weltkrieges zwei Menschen für die englischen Finanzen verantwortlich waren, die nichts vom Finanzwesen verstanden, und zwar Lloyd George und ich."'"

* * *

Lloyd George, Rathenau, Briand, Balfour, Weygand, Curzon, das sind (in der Reihenfolge des Buches) die Männer, über die D'Abernon glänzende Essays schreibt, die er „einige persönliche Bemerkungen" nennt. Er schreibt nur über diejenigen, für die er „eine besondere Bewunderung" empfindet. Ein Fehlen in der Reihe der Essays ist also ein Urteil. In weiteren Bänden dürften weitere folgen. Wir werden dann sehen, ob Chamberlain auch zu den Bewunderten gehört. Jedenfalls gehört der deutsche Reichskanzler Wirth, der in der in diesem Bande behandelten Zeit seine Rolle spielte und hier sein Essay hätte bekommen müssen, nicht zu den Bewunderten, ebenso nicht Poincaré, mit dem Wirth eine Eigenschaft gemein hat, die beide ihre Übergehung wird schmerzlich empfinden lassen.

Es fällt auf, daß neben den Staatsmännern auch einem Militär ein Essay gewidmet ist: dem ehemaligen Generalstabschef Fochs, General Weygand. Und man ist um so erstaunter darüber, wenn man später im Tagebuch folgende ironische Bemerkung zum 29. Dezember 1920 liest: „Heute morgen besuchte mich General Weygand. Ich hege eine große Bewunderung für ihn, nachdem er die Freundlichkeit hat, zu behaupten, ich hätte ihm beim Siege von Warschau eine wertvolle Hilfe geleistet, denn ohne meinen ziemlich heftigen Druck würde er nie die Handlungsvollmachten vom polnischen Generalstab bekommen haben." — Danach kann die Bewunderung für Weygand vorher nicht allzu heftig gewesen sein.

D'Abernon wie Weygand gehörten zu der Kommission, die England und Frankreich den Polen zu Hilfe sandten, als diese im Sommer 1920 von den Bolschewiken hart bedrängt wurden und ihre Regierung „beschwörende Bitten" nach Paris und London richtete. Der Teil des Tagebuches, der diese Mission D'Abernons behandelt, ist nicht zum Abdruck gekommen. Man gewinnt den Eindruck, als habe D'Abernon sein Essay Weygand geschrieben, um diese Lücke einigermaßen auszufüllen und den beiden Völkern, die er wenig schätzt, etwas am Zeuge zu flicken: den Polen, die er im Sommer 1920 kennen gelernt, und den Tschechen, die er für hoffnungslos russenfreundlich hält. (Im Sommer 1920 verhinderte

die Tschechoslowakei durch einen Streik der Eisenbahner, dem Regierung und Staatspräsident kaum fernstanden, Waffensendungen der Alliierten nach Polen.) Bis auf eine in hohen Worten gehaltene Charakteristik Weygands als idealen Soldaten steht denn auch wenig über ihn in dem Essay. Viel ausführlicher wird berichtet, daß die Polen gegen den militärischen und politischen Rat der Alliierten im Frühjahr 1920 ihren Eroberungszug nach Rußland machten, wie er kläglich scheiterte (die polnischen Truppen „hielten in ihrer Flucht nicht inne, bis sie ihre Landesgrenzen weit überschritten hatten"). „Als wir in Warschau ankamen, herrschte dort eine an Panik grenzende Verwirrung; die Möglichkeit, daß Warschau in einigen Wochen in die Hände der Russen fallen würde, wurde mit 10 zu 1 gewertet." Die Hauptsache: D'Abernon wendet sich gegen die patriotische polnische Darstellung, „daß das Genie Pilsudskis das Wunder (die Russen zurückzuwerfen) vollbracht hätte, und daß die Widerstandskraft und die unbegrenzten Möglichkeiten der slavischen Wesensart das Unwahrscheinliche zu verwirklichen vermochten, wobei die westliche Mission nur eine belanglose Rolle gespielt hätte." D'Abernon ist der Ansicht, daß der schließliche militärische Erfolg der Polen zum großen Teil der nüchternen, sachlichen Methode der Organisierung des polnischen Widerstandes durch Weygand zuzuschreiben sei, und die westliche Mission größere Zuversicht schuf und einen bedeutenden Einfluß auf die Moral der Verteidigungstruppen ausübte.

Was Polen betrifft, hat sich D'Abernon mit Prof. Gerothwohl in die Aufgabe geteilt. Dieser berichtet (S. 84 ff.) über die englisch-französische Mission und schreibt: „Die Mission kam am 25. Juli in Warschau an und fand dort ein unbeschreibliches politisches und militärisches Chaos vor. Die Minister stritten sich mit dem Marschall Pilsudski herum, der alle Macht in seiner Hand hielt, vollkommen das Heer beherrschte, und den Ratschlägen der französischen Militärmission die Ohren verschloß. Die russischen Heere rückten von drei Seiten gegen Warschau vor, die Verteidigung war an manchen Orten ungenügend, an andern fehlte sie vollkommen." — So wenig sich Marschall Foch über die Memoiren D'Abernons — falls er sie noch gelesen hat — gefreut haben wird, die Zurückweisung der Pilsudski-Legende wird sein Wohlgefallen erregt haben. — Aber im Lande Pilsudskis selbst wird — wir kommen auf D'Abernons Motivierung seiner frühzeitigen Veröffentlichung zurück — auch diese frühzeitige Indiskretion wirkungslos sein. Es gibt eben Dinge, an die zu glauben Bedürfnis ist.

Auf die übrigen Essays wollen wir nicht näher eintreten. Dies und jenes aus ihnen wird später heranzuziehen sein. Die „besondere Bewunderung" hindert D'Abernon aber nicht, köstliche ironische Bemerkungen über diese Männer zu machen. Etwas, was er über Briand sagt, wollen wir aber noch anführen. Er ist fest von dessen Friedenswillen überzeugt. „Kein Mann — mit Ausnahme vielleicht von Stresemann — hat sich größeren politischen Gefahren ausgesetzt, um Europa auf dem Wege der Befriedung vorwärts zu bringen. Keiner war kühner in der Forderung einer Versöhnungspolitik, keiner klüger in seiner Weigerung,

sich von dieser Politik durch Fragen von geringerer Bedeutung ablenken zu lassen." — Wir sind uns im Unklaren, ob D'Abernon hier aus wirklicher Überzeugung, oder ob er ... sagen wir: als Diplomat schreibt. Man hatte in den Jahren nach Locarno eher den Eindruck, Briand vermeide es, sich politischen Gefahren auszusetzen, um Europa auf dem Wege der Befriedung vorwärts zu bringen. — Sollte es vielleicht seine Bedeutung haben, daß D'Abernon hier — während Briand noch im Amt ist — das Imperfekt gebraucht, statt des Praesens? „Ich schreibe ja: „war kühner", nicht: „ist kühner"."

Was das Dichten betrifft, so scheint Seine Lordschaft mehr Lust als Gabe zu besitzen, wie beigegebene Gedichte dartun. Daß aber ein hervorragendes Talent zum Karrikaturenzeichnen vorhanden ist, zeigt der Schluß des Essays über Briand: „Man könnte ihn (Briand) den Heiligen Sebastian des Pazifismus nennen, wenn nicht sein ewiges Lächeln und die ewige Zigarette so wenig in das Heiligenbild passen würden."

* * *

Ende September 1921 besuchte General Allen, der Kommandeur der amerikanischen Besetzungstruppen, D'Abernon. Er ist, schreibt dieser in sein Tagebuch (S. 232), ein ausgesprochener Anhänger einer aktiven amerikanischen Beteiligung an der Regelung der europäischen Fragen, denn er glaubt an einen Triumph des angelsächsischen gesunden Menschenverstandes. Er sagt, daß in 19 von 20 Fällen die englischen und amerikanischen Delegierten in Koblenz dieselbe Ansicht äußern, ohne sich vorher miteinander in Verbindung gesetzt zu haben. Dasselbe Ergebnis wäre auch in andern Fällen zu erwarten.

Man könnte dem vorliegenden ersten Bande der Memoiren D'Abernons den Untertitel geben: der Kampf des gesunden Menschenverstandes. Triumph des gesunden angelsächsischen Menschenverstandes wird man auch den letzten Band nicht überschreiben können. — D'Abernon fühlte sich, wie Allen, als Vorkämpfer des gesunden Menschenverstandes. Daß er so wenig Erfolg hatte, lag nicht nur daran, daß die Amerikaner auf die Ruhrbesetzung hin ihre Truppen aus dem Rheinland zurückzogen; in den drei Jahren, durch die der 1. Band führt, waren sie ja noch in Koblenz. Es war vor allem die Schwäche der angelsächsischen Macht Europas, der Regierung D'Abernons selbst, die Reparationskonferenz auf Reparationskonferenz fehlschlagen ließ. D'Abernon nennt als Grund dieser Schwäche nicht die Besorgnis Englands vor der französischen Luftflotte, der man damals nichts entgegenzusetzen hatte. In seinem Essay über Lloyd George behauptet er, keiner der Teilnehmer an den zahlreichen Reparationskonferenzen zwischen 1920 und 1922 hätte Lloyd George die Schuld für ihren Fehlschlag zuschreiben können. Lloyd George sei nicht mit der üblichen Schwäche englischer Unterhändler behaftet, die in der Geneigtheit bestehe, den Ansichten der andern, teils aus Gutmütigkeit, teils aus Indolenz oder in manchen Fällen aus einer gedanklichen Bedachtsamkeit heraus, die jeden Entschluß hinauszuzögern

wünscht, zuzustimmen. (Ob D'Abernon wohl Chamberlain mit den andern englischen Unterhändlern charakterisiert?) Gelegentlich sei Lloyd George sogar aggressiv gewesen, was für einen englischen Unterhändler immerhin verblüffend sei. Die Wandelbarkeit, die ihm gewöhnlich zum Vorwurf gemacht werde, habe er auf den Reparationskonferenzen nicht gezeigt, habe im Gegenteil an den einmal eingeschlagenen Richtlinien mit Zähigkeit festgehalten, wie er überhaupt von einem nicht zu erschütternden Eigensinn war. — Weshalb hat dann Lloyd George so wenig erreicht, muß man fragen. Aus Gründen der Innenpolitik, antwortet D'Abernon. Die seine Handelsfreiheit einschränkenden Faktoren seien die Überlegungen gewesen, wieweit er als von der Parlamentsmehrheit abhängiger Minister seine Politik vor dem Unterhaus und der öffentlichen Meinung vertreten könnte. Und hier macht ihm nun D'Abernon den zwar leise ausgesprochenen, aber doch schwer wiegenden Vorwurf, daß Lloyd George als Premierminister nicht mit stärkerer Hand die Führung der Öffentlichkeit ergriffen hat. So ist die öffentliche Meinung Englands eben zu spät „durch die heilende Wirkung der Zeit ... zu einer richtigen Auffassung der diplomatischen, politischen und militärischen Lage" gelangt.

D'Abernon hat sich diese richtige Auffassung schnell erworben. Lloyd George hat sie auch besessen, aber er glaubte, nicht nach ihr handeln zu dürfen, da die öffentliche Meinung (zu deren Bildung er früher reichlich beigetragen) sich noch nicht von der Kriegspsychose befreit hatte.

Wir sind nicht überzeugt, daß dies die volle Erklärung des vergeblichen Kampfes des gesunden Menschenverstandes ist, die Überlegenheit Frankreichs in der Luftwaffe hat sicher ihre Rolle mitgespielt. Eine Erklärung aber ist es, eine sehr interessante — und betrübende. Sie zeigt, wie viel leichter es ist, die unedlen und unvernünftigen Gefühle in der öffentlichen Meinung hochzupeitschen (Lloyd Georges Kakiwahlen), als den vernünftigen und edlen zum Siege zu verhelfen.

Es sei noch ein anderes Urteil D'Abernons über die britische Politik in den behandelten Jahren hinzugefügt: „Die schwächliche Zustimmung zu einer Politik (der französischen), die wir als finanziell ergebnislos und politisch sogar gefährlich erkannten, war der besten Tradition Englands nicht würdig" (Einführung S. 40).

Die öffentliche Meinung Englands war in den ersten Nachkriegsjahren noch in der Kriegspsychose befangen, deshalb konnte Lloyd George, der sich von ihr freigemacht, so wenig ausrichten. Gut; was aber war in den späteren Jahren, als die Kriegspsychose in England nahezu verschwunden war, die Ursache des Mißerfolges der englischen Politik, die Ursache des ständigen Zurückweichens vor Frankreich? Vielleicht gibt uns D'Abernon in den kommenden Bänden darüber Aufklärung.

* * *

Wir werden uns die großen Gesichtspunkte vergegenwärtigen müssen, die D'Abernon geleitet haben, und diejenigen, gegen die er ankämpfte.

In Frankreich hat der erste britische Botschafter als Freund Deutschlands gegolten. Das war er schwerlich. Er war nur Brite, wie es seine Pflicht war. Freund Deutschlands, Feind Frankreichs ist der ins Gefühlsmäßige, ins Populäre übersetzte Ausdruck für Denken und Handeln des Mannes, der die britischen Interessen verfocht, die den französischen Interessen, d. h. dem, was damals Regierung und öffentliche Meinung Frankreichs für französische Interessen hielten, entgegenliefen.

England und sein Empire waren durch den Frieden von Versailles befriedigt. Er hatte gebracht, was er bringen konnte. D'Abernon schreibt (in dem Essay über Lloyd George, S. 52): „Die Übernahme der deutschen Flotte, die aufgezwungenen Verbote ihres künftigen Ausbaus, die Aufteilung der deutschen Kolonien in Völkerbundsmandate („Mandatsaufteilung" sagt die Übersetzerin), die Anerkennung der Rechte der britischen Dominions durch eine entsprechende Vertretung bei den internationalen Beratungen und in Genf — dies waren die wesentlichen und fundamentalen Ziele der britischen Politik, die alle erreicht wurden..." — Dies dürfte keine vollständige Aufzählung sein; die Niederhaltung des deutschen Wirtschafts-Konkurrenten durch die Auferlegung einer dem Höchstmaß der Leistungsfähigkeit entsprechenden Kriegsentschädigung kommt sicherlich hinzu.

Ganz anders sieht der Versailler Vertrag für Frankreich aus. Er gab Frankreich Elsaß-Lothringen zurück, vernichtete den Frankfurter Frieden, über den sich Frankreich nie hatte beruhigen können. — Der ganze Revanche-Gedanke Frankreichs ist seit 1871 im Zeichen Elsaß-Lothringens gestanden. Es hat schon vor dem Kriege Leute gegeben, die glaubten, wenn Deutschland das Reichsland an Frankreich abtrete, werde das deutsch-französische Verhältnis zu einem wahrhaft freundschaftlichen gestaltet werden. Sehr groß war die Zahl derer, die durch die erfolgte Abtretung von Elsaß-Lothringen an Frankreich nun den Gegensatz Deutschland-Frankreich gehoben sahen und gerade auch in Deutschland waren es Millionen, die glaubten, durch den Verlust Elsaß-Lothringens den wahren Frieden mit Frankreich — gegen welches ja, wie D'Abernon selbst bemerkt, kein Haß während des Krieges und zu Kriegsende bestand — erkauft und nicht zu teuer erkauft zu haben. Ein großer Irrtum. Entstanden aus der Unkenntnis der sekularen Tendenz der französischen Politik, aus der Unkenntnis selbst der Geschichte Frankreichs von 1815—1870.

An Bevölkerung quantitativ wie qualitativ schwächer war Frankreich durch seine frühe Einigung und Zentralisierung, die seinen Königen erlaubte, alle Machtmittel des Landes nach außen zu wenden, stärker geworden als Deutschland, dessen innere Zersplitterung mehr und mehr zunehmend die vorhandenen Kräfte gegenseitig band. Frankreich hatte sich auf Kosten des Reichs vergrößert und sich daran gewöhnt, die erste Macht des Festlandes zu sein, la grande Nation. Auch als die kulturelle Herrschaft Frankreichs über den Kontinent zu Ende gegangen, hielt es seine politische Vorherrschaft für legitim.

Der Wendepunkt ist nicht die Errichtung des kleindeutschen Reiches (1871), wie vielfach angenommen wird, sondern die Neugestaltung Europas durch den Wiener Frieden 1815. Zwar entstand Frankreich im Deutschen Bund ein an sich militärisch und erst recht wirtschaftlich schwacher Nachbar, aber die beiden deutschen Großmächte, das Kaiserreich Österreich und das Königreich Preußen, für Teile ihres Gebietes Glieder des Deutschen Bundes, gaben ihm, solange sie zusammenstanden (und solange sie zusammenstanden, ging Rußland mit ihnen), das militärische Übergewicht über Frankreich. Frankreichs Einwirkung auf deutsche Klein- und Mittelstaaten war so lange ausgeschlossen und ebenso einigermaßen auch auf die Staaten Italiens.

Der Frieden von 1815 ist in Frankreich nicht als weniger ungerecht empfunden worden, als der von 1871, obwohl er ihm Elsaß-Lothringen ließ. Von 1815 ab ertönt der Ruf nach der Revision der Wiener Verträge. Wie von 1871 ab „Elsaß-Lothringen" das populäre Schlagwort ist, ist es damals „der Rhein". Der wahre Sinn beider ist Wiederherstellung der französischen Vormacht.

Prinz Louis Napoleon kann zur Macht, kann zur Kaiserkrone gelangen, weil er von Anfang an die Revision des Wiener Friedens in sein Programm aufgenommen. Die Vernichtung der Liberté wird hingenommen, weil er dafür — die große Unterlassungssünde Louis Philippes — Wertvolleres bringt: la Gloire. Seine ganze Außenpolitik ist auf die Revision der Wiener Verträge gerichtet, d. h. auf die Sprengung der zwar nicht Frankreichs Sicherheit bedrohenden, aber seine Expansion verhindernden Mächtekoalition. Aber nach anfänglichen Erfolgen endet diese Politik mit einem unbedeutenden Landgewinn (Savoyen) und der Bildung von zwei starken Staaten an den Grenzen Frankreichs, Italien und Deutschland, sowie mit dem Verlust der Offensivstellung am Oberrhein: Elsaß-Lothringen. Also mit einem vollen Mißerfolg.

Es war klar, die Wiedergewinnung der Offensivstellung allein konnte die Vormachtstellung Frankreichs nicht wiederbringen, das hatte die Zeit von 1815—1870 gezeigt. Während der klerikalen Hochflut in Frankreich, zu Anfang und Mitte der siebziger Jahre, ist es denn auch klar ausgesprochen worden: il faut détruire les deux unités, die deutsche und die italienische. Der Vorteil, den Frankreich durch seine frühzeitige Einigung erlangt hatte, war durch die Bildung des Königreichs Italien und des deutschen Kaiserreiches aufgehoben, es war das natürliche Kräfteverhältnis hergestellt, das für Frankreich ungünstig ist. Und wenn das Schlagwort auch „Elsaß-Lothringen" (und in der klerikalen Zeit „Rom") hieß, nur durch Auflösung der beiden großen nationalen Einheiten konnte das Kräfteverhältnis zu Gunsten Frankreichs verändert werden.

Die italienische Einheit war die schwächer gefügte. Die französische Politik unterstützte die Kräfte in Italien, die dem Königreich feindlich waren, die Klerikalen und die Republikaner (ein Hauptgrund, weshalb sich Italien an Deutschland und Österreich-Ungarn anschloß). Die italienische Einheit hielt stand und im Weltkriege wurde Italien Frank-

reichs Verbündeter. Als einzige Möglichkeit blieb, die Machterweiterung Italiens zu hemmen, was auch geschah.

Deutschland gegenüber nur den Frankfurter Frieden rückgängig zu machen, die Grenze von 1815—1871 wieder zu gewinnen, also die Offensivstellung am Oberrhein, konnte das Kräfteverhältnis nicht wesentlich ändern. Solange die Reichseinheit bestand, erlangte hierdurch Frankreich die militärische Überlegenheit nicht: zwischen Pfalz und Köln ist die von der Natur vorgezeichnete Einbruchsstelle in Deutschland. Aber der Versailler Frieden gab nur Elsaß-Lothringen an Frankreich und ein zeitlich begrenztes Besetzungsrecht des übrigen linken Rheinufers. Vom Gesichtspunkte der sekularen politischen Tendenz Frankreichs, vom Standpunkte der Revision der Wiener Verträge aus gesehen war die französische Kritik voll berechtigt, daß zwar der Krieg gewonnen, der Frieden aber verloren worden sei.

Der Versailler Frieden bedeutet also für Frankreich nur die Aufhebung des Frankfurter Friedens, nicht aber, was die Hauptsache gewesen wäre, die des Wiener Friedens. (Wie sehr es sich um den Wiener Frieden handelt, hat die Schweiz [Neutralität Hochsavoyens und kleine Freizonen] erfahren.) Die französische Politik arbeitete nach Friedensschluß daran, auch die Aufhebung des Wiener Friedens de facto zu erreichen: die Auflösung des Reiches oder aber eine dauernde militärische Stellung Frankreichs von der Pfalz bis Köln.

Hier stießen nun französische und britische Interessen aufeinander; der britische Botschafter in Berlin war der natürliche Vorkämpfer des britischen Interesses. Deshalb wurde D'Abernon in Frankreich als Freund Deutschlands, als Gegner Frankreichs angesehen.

Die Redaktion des Tagebuches ist zu vorsichtig, als daß Stellen stehen geblieben wären, die die Worte selbst enthalten: Frankreich wolle das Reich zur Auflösung bringen, aber mehr als eine Stelle spricht von der destruktiven Politik Frankreichs Deutschland gegenüber, was das gleiche sagt. Gegen diese destruktive Politik Frankreichs kämpft D'Abernon an und wird dabei in einer Weise Ratgeber der verschiedenen deutschen Reichskanzler und Außenminister, wie es selten der Vertreter einer fremden Macht bei einem großen Staate gewesen sein wird.

(Zweiter Teil folgt.)

Kemal Pascha und die neue Türkei.

Von **Markus Feldmann.**

Die wechselvollen Schicksale des Königs Amanullah von Afghanistan lenken die Aufmerksamkeit der Welt erneut auf den Stand der revolutionären „Reformation", die im letzten Jahrzehnt das politische, kulturelle und gesellschaftliche Leben in den islamitischen Ländern erfaßt hat; läßt sich doch die Entwicklung in den Ländern des sogenannten